

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Lahrer hinkende Bote oder Historisches Lesebuch für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, 1812**

Schöne Handlung

**urn:nbn:de:bsz:31-69281**

Das gestohlene Schwein.

Eine Frau in einem nahe des Labe gelegenen Dorfe wollte eines Morgens ihrer Gewohnheit gemäß, ihrem Schwein Tränke bringen: aber wie groß war ihr Schrecken, als sie den Stall leer und ihr Liebling nicht wie bisher gesehen, mit einem heilighungrigen Geschnurre ihr entgegen kam, — Jes' Marie! man hat mir mein Schwein gestohlen, war das einzige was sie händeringend hervorbringen konnte. Endlich aber erholte sie sich doch vom ersten Schrecken und eilte nun unter Jammern und Wehklagen ihren Mann, der noch der süßen Morgenruh genoss, zu wecken und ihm unter bitterm Vorwürfen wegen seinem festem Schlaf, den entdeckten Diebstahl zu erzählen. Der gute Mann mußte nun wie billig wegen seinem festem Schlaf alle Schuld an diesem Diebstahl allein haben, weil er als Mann einen solchen Frevel hätte zu verhindern wissen sollen. Lange suchte er vergeblich zum Worte zu kommen, weil die erzürnte Frau bei jeder Bewegung seines Mundes eine Entschuldigung hören zu müssen befürchtete, und so wurde jedesmal sein: „aber liebe Frau,“ mit einer neuen Strafpredigt überschrien, bis er endlich einen Augenblick den sie zum athemschnöpfen brauchte, geschickt zu benutzen wußte ihr die tröstlichen Worte zu sagen: daß ja das geliebte Schwein schon vorgetern geschlachtet worden sey, und deswegen wie sie sich doch wohl noch erinnern werde, den Stall mit einem Zuber, worin es noch eingekalten Urge, habe vertauschen müssen — Der hinkende Bote ging eben am Fenster vorüber und hörte diesen Streit, und lachte tüchtig über die Frau, die vermuthlich noch halb im Schlafe war. O, die armen Männer! dachte ich. Wäre das Schwein wirklich gestohlen gewesen, so hätte der gute Mann die Schuld tragen müssen, obwohl er so werth dafür gekonnt hätte als seine Frau. Wäre es an einem andern Orte gewesen, so hätte ich geglaubt: sie habe schon zu viel Schnaps zu sich genommen, allein in diesem Orte ist es nicht im Brauch, daß die Weiber Brantwein trinken. Komme ich den nächsten Winter wieder an diesem Hause vorüber, so will ich mir ein Stück Schinken von diesem Schweine ausbitten und

der Frau die Lebre geben: daß sie künftig erst denken solle ehe sie unnötigen Zank oder Streit anfange.

Der überlistete Pfarrer.

Ein Pfarrer predigte von der Wohlthätigkeit, und verscherte am Ende der Predigt seine anhänglichen Zuhörer: daß wer ihm etwas schenke, solches zehnmal wieder erhalte. Ein armer Mann wurde ergriffen von dieser Versicherung, und dachte im Heimgehen aus der Kirche, wie er sich durch dieses Mittel herausreißen könne aus seiner Armut. Als er nach Hause kam, so theilte er seiner Frau seine Gedanken mit: dem Herrn Pfarrer ihre einzige Kuh zu schenken. Justine! (so hieß die Frau) war es gleich zufrieden, befolgte sogleich den Willen ihres Mannes, und führte die Kuh in den Stall des Herrn Pfarrers zu seinen vielen Kühen. Drei Tage wurde die Hoffnung des armen Mannes auf die Probe gestellt, als er auf einmal seinen Wunsch auf das vollkommenste erfüllt sah. Es kam nämlich seine verschenkte Kuh mit den neun des Herrn Pfarrers in den Hof gelaufen, und er rief voll Freuden: Justine! schau heraus, den Segen Gottes, siehe hier ist unsre Kuh zehnmal wieder; komm heraus und binde sie an, ich will zum Herrn Pfarrer gehn, und ihm sagen, wie wahr er gepredigt habe. Aber hier kam der gute Mann schon an. Lieber Mann, sagte er, das sind meine Kühe, sie haben sich nur in seinen Hof verlaufen. Ja, sagte dieser, das ist ja eben der Segen Gottes, den Sie am Sonntag demjenigen verheißten haben, der Ihnen etwas schenken würde, und was Sie predigen, muß ja wahr seyn. Wollte nun der Pfarrer nicht als ein Lügner erscheinen, so mußte er seine neun Kühe mit dem Rücken ansehen und sie dem armen Manne überlassen.

Die Rechnung.

Woh fehlt der Hans? de galsch mer nit;  
 O, liebi Babil mi Frau ich hüt  
 In d' Kindbett komme, denke dra!  
 Jez standt in der Rechnig a.

Was Rechnig! wenn heisch Hochzit gha?  
 Vor zwenzig Wuche — denke dra!  
 Jez meint doch, 's sei schler gar zoll —  
 Mi Mutter seit — 's muß vierzig si.  
 Recht! zwenzig Wuche heisch di Frau,  
 An zwenzig het sie dich so an —  
 E trifft pünktli uf d' Minute i,  
 Denn zwei Mol zwenzig wird vierzig si.  
 Gisch wehr, so trifft's us Dapfi i,  
 Jez will freudig Vater si —  
 Dert dank in der Rechnig ghebt,  
 D' Frau hant wohl — nur mi nit seht.  
 Morli.

Schöne Handlung.

Die meisten meiner lieben Leser werden schon von der langwierigen Belagerung der Stadt Wien durch die Türken gehört haben, die sich im Jahr 1683 endigte. Damals droheten die blutgerigen Türken durch ihre starken Fortschritte nicht nur unser liebes deutsches Vaterland, sondern ganz Europa zu überschwemmen. Wien hemmte den reisenden Strom der Türken; mußte aber eine dreijährige harte Belagerung aushalten.

Zu jener Schreckenszeit lebte ein Mann in Wien, Namens Kolonitsch, Bischof zu Wienerisch Neustadt, und zugleich Präsident der Ungarischen Hofkammer in Wien. Schon bei Anfang des Türkenkrieges brachte er ein Anlehen von 600,000 Gulden für den Staat zusammen, welches zu jener Zeit eine bedeutende Summe war, und als bei wachsender Gefahr Kaiser Leopold I., der ihn sehr achtete, seine Residenz verließ, wurde er zum Mitgliede der Hofkommission ernannt, welche in dessen Abwesenheit die öffentlichen Staatsgeschäfte leiten sollte.

So war Kolonitsch eine bedeutende Person in dem bedrängten Wien, und nun war sein einziges Beirathen, seine Gewalt und Würde ganz zum Wohl der Stadt und des Staats anzuwenden.

Am die Mitte des Augustmonats brach unter den Belagerten die rothe Ruhr aus, welche fürchterlich wüthete, und täglich bei vierzig Menschen hinwegraffte. Hier zeigte sich der erble Bischof in seiner wahren Größe. Mit unermüdblichem Eifer machte er die trefflichsten Anstalten, schaffte Geld und Geräthschaften zu

Spitälern her, beredete die geistlichen Gemeinschaften, daß sie ihre Häuser den Kranken öffneten, traf die nöthige Absperrung der gefährlichen Kranken, spornete die Aerzte und Krankenwärter zur Thätigkeit und willigen Hülfe an, untersuchte und verbesserte, was schon angeordnet war, tröstete die Leidenden, und verließ sie mit allem geistlichen und leiblichen Beistande: sein Hauptaugenmerk aber waren die gesunden Soldaten, welche er wider das wüthende Uebel so eifrig bewachte, als nur immer von diesen die Wälle bewacht werden konnten. Der Großvezier, der die Stadt belagerte, und dem alles zu Ohren kam, schwur, daß beim Eintritte in die Stadt sein erstes Geschäft seyn würde, dem patriotischen Priester den Kopf abschlagen zu lassen.

Aber gefehlt, Herr Großvezier! dieß es da. — Die Vorsehung läßt es nicht so leicht zu, daß so braven Männern der Kopf abgeschlagen werde. — Wien wurde durch die tapfern Deutschen entsezt, und die Türken mußten mit Hinterlassung ihres ganzen kostbaren Lagers die Flucht ergreifen.

Als nun die siegreichen Truppen sich in die ungeheure Beute des Türkenlagers theilten, kam auch der verdienstvolle Bischof K., und sagte lächelnd: „Ich glaube auch an der Beute Antheil nehmen zu dürfen, da ich auch an dem guten Ausgange der Sache Antheil habe. Ich will aber, fuhr er fort, von dem was übrig ist mir meine Beute selbst nehmen.“ Und was glaubt ihr, liebe Leser, was noch übrig war? Es waren die von den Türken zurückgelassenen Kinder, welche er im ganzen Lager zusammen sammelte, und das mit einem Eifer als wären es die köstlichsten Edelsteine. Ihre Zahl belief sich über 500. Er taufte sie nun und sorgte für ihre Bildung und Erziehung, und so erzog er dem Staat gute Christen und nützliche Bürger und Bürgerinnen.

Dieser brave Bischof, als ächter Nachfolger Christi, kann mit unserm frommen Sellert sagen:

Du ruft (o möchte Gott es geben!)  
 Vielleicht auch mir ein Selger zu:  
 „Heil sei dir! denn du hast mein Leben,  
 „Die Seele mir gerettet, du!“  
 O Gott! wie muß dieß Staak erfreun,  
 Der Retter einer Seele seun!



die auch das härteste lindert goß auch hier den lindernden Balsam in die tief geschlagenen Wunden. Die meisten Bewohner haben sich nun in der untern und nur wenige in der obern Stadt angebaut, denn oben war sonst die eigentliche Stadt und durch die immer anwesende Garnison Verdienst für die Einwohner, der jetzt ganz wegfällt. Daher ist aber auch oben jetzt noch die Zerstörung auf das gräßlichste sichtbar. — Hier sind zerstörte Klöster, Garnisons, Stadt, und Privat, Gebäude und liegen zum Theil ganz, theils halb in Schutt. Sie fangen jetzt an hie und da den Schutt aufzuräumen und Gärten anzulegen. **Fernere traurige Schicksale.**

Noch war er jedoch nicht ausgetrunken der bittere Kelch der Leiden, die der zerstörende franz. Revolutionskrieg in seinem Schooße trug. Viele Bewohner hatten sich nach und nach wieder angebaut und eingerichtet, da kam im Jahr 1796. der bei uns allen bekannte so schreckliche Uebergang der Franzosen über den Rhein bei Kehl. Breybach ward von ihnen verschantzt, und bei dem nachherigen Rückzug gegen die Oestreicher vertheidigt und abgeschnitten von der deutschen Seite. — Im Jahr 1799. wurden sie von den Oestreichern ein ganzes langes Jahr blockirt, welche sowohl in dem eine Viertelstunde davon entlegenen Hochstetten als auch in Breybach Häuser abrißen und durch die Franzosen aller Frucht, und anderer Bäume beraubt, das ihnen 50 lange Jahre fühlbar seyn wird. Im Winter von 1801 bis 1802 wurde der Rhein um die Stadt geleitet und Breybach zur Insel gemacht, und in den Wintermonaten von 1805 auf 1806 ward die unglückliche Stadt aufs Neue verschantzt. — So waren die Jahre von 1793 bis 1806. theils mehr theils weniger harte Prüfungsstage der Breybacher, indem nach dem Bombardement Verschanzungen und Belagerungen mit einander abwechselten; auch hörte der Wechsel ihrer Landesherren noch nicht auf. Sie wurden in dieser Zeit dem Herzog von Modena, und nachher dem Erzherzog Ferdinand von Oestreich zugetheilt, bis sie endlich im Jahr 1806. an das Großherzogliche Haus Baden kamen. — Wöge nun der Landesherrenwechsel bei ihnen aufhöret, und ihre Stadt nicht gleich Kehl zu einem franzö-

sischen Plas erklärt werden; denn ganze Generationen gehören dazu einheimisch zu werden in einem neuen Vaterlande.

Die Bürgerzahl von Breybach ist 900. nebst 70 Judenfamilien welche letztere in der untern Stadt gegen den Rhein in einer h. sondern Gasse wohnen. Es ist ein Oberamt da, das mit einem Ober-, und Bezirksamtmann besetzt ist.

### Merkwürdigkeiten.

Die größte Merkwürdigkeit ist der Berg selbst der hart am Rhein liegt. Er ist großentheils ganz steil von einer schwarzlichen Felsenmaße aufgetürmt. Die Grundlage desselben besteht gleich dem Gebürge des Kaiserstuhls aus einer Art Basalt, der sich aus dem Wasser gehoben hat und durch unterirdisches Feuer verändert worden ist.

### Das Münster.

Die Kirche oder das Münster steht in der obern Stadt erhaben auf dem Berge, und hat bei dem Bombardement von 1793. manchen harten Schuß der Franzosen aushalten müssen, doch konnten sie nichts als den Dachstuhl durch ihre glühenden Bomben zerstören, der jedoch jetzt wieder erbaut ist. Sie ist, obgleich altgothisch erbaut dennoch nicht übel, und durch die neue innere Reparatur heiter und angenehm.

### Der silberne Sarg.

Ein schönes Kunststück ist der silberne Sarg der die Gebeine des heiligen Gervasius und Protasius in sich faßt. Es muß dabei der Kunstreich der Alten sowohl, als der Kosten aufwand bewundert werden, der aus den Mitteln der Bürger zusammen floß, und ein Beweis ihres vormaligen Wohlstandes ist. — Nicht weniger verdienen die Figuren am Hochaltar einer Erwähnung. Es sind Gott Vater, Sohn und heil. Geist in Menschengröße, und die vier Evangelisten mit ihren Sinnbildern in Brustbilder, alle mit unbeschreiblicher Mühe aus einem Holzstamme geschnitten. Auch befinden sich in der Kirche viele Grabsteine berühmter Feldherren und anderer hoher Personen.

### Klöster.

Es waren hier vier Klöster, nemlich ein